

Die Rettung der Madonna

Albox Mystery Thriller

- Leseprobe -

**Diego Marquéz
2026**

Copyright © Diego Marquéz



Corner Shop, Camino de Aljambra 04800 Albox, Almeria,
España

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil dieses Buches darf ohne schriftliche
Genehmigung des Autors reproduziert oder in
irgendeiner Form verwendet werden.

Dieses Buch wurde in Spanien veröffentlicht

ISBN: 9798181880245

Inhaltsverzeichnis

Der Schatten im Altarraum.....	3
Das Gewicht der Stille	8
Der Weg durch das Auge des Sturms	12
Das Schweigen der Wand	17
Das Erbe unter dem Boden	20

Der Schatten im Altarraum

Der Geruch von altem Weihrauch hing schwer in der Luft der Kirche, vermischt mit der beklemmenden Note von Angst und aufziehendem Unwetter. Es war ein Geruch, der nicht mehr nach Trost roch, sondern nach dem Ende einer Ära.

Kaplan Antonio Cuesta López stand vor dem Altar der „Pequeñica“, der kleinen Madonna, die über Jahrhunderte hinweg das Herz von Albox gewesen war. Seine Hände zitterten, als er die feinen Stoffe berührte, die die Statue umgaben. Draußen schien die Welt aus den Fugen geraten zu sein. Man hörte das ferne Rufen der Milizen, das rhythmische Stampfen von Stiefeln auf dem Kopfsteinpflaster und das Knallen von Schüssen, die viel zu nah klangen.

Antonio wusste, dass dies der letzte Moment war. Die Nachricht war wie ein Lauffeuer durch den Ort gegangen: Die Milizen rückten vor, entschlossen, jedes Symbol des „alten Glaubens“ auszulöschen.

Wenn sie die Kirche erreichten, würden sie nicht nur den Altar zertrümmern; sie würden die Pequeñica als Inbegriff dessen, was sie verachteten, zerschlagen oder verbrennen.

Sein Herz hämmerte so laut gegen seine Rippen,

dass er fürchtete, jemand in den hinteren Bankreihen könnte es hören. Doch die Kirche war leer. Die Gläubigen hielten sich verborgen, die Türen waren fest verschlossen, als könnten sie den Sturm der Geschichte aussperren.

Antonio nahm ein grobes, leinenes Tuch, das er vorsichtig unter seiner Soutane hervorgezog. Sein Atem ging stoßweise. Jeder Schatten im Kirchenschiff schien sich zu bewegen, jede knarrende Diele klang wie ein Warnschuss. Er war ein Mann des Glaubens, aber in dieser Nacht fühlte er sich wie ein Dieb in seinem eigenen Gotteshaus.

Mit einer Bewegung, die er in Gedanken hunderte Male geübt hatte, löste er die Befestigung der Statue. Als seine Finger die kalte, glatte Oberfläche der Pequeñica berührten, hielt er inne.

Einen Moment lang war da nur Stille, eine Stille, die so tief war, dass man das Ticken der Uhr an der Wand wie das Schlagen eines Hammers wahrnahm. Er konnte nicht zulassen, dass sie zerstört wurde. Er ersetzte die echte Statue durch eine Kopie, die er in wochenlanger, mühsamer Vorbereitung in einer versteckten Werkstatt hatte anfertigen lassen. Die Kopie sah fast identisch aus, täuschend echt in ihrer Form, doch ihr fehlte das geheimnisvolle Leuchten, das

das Original innehatte. Er platzierte die Kopie sorgfältig auf dem Sockel, rückte den Umhang zurecht und trat einen Schritt zurück. Sein Schweiß rann ihm in den Nacken, als er beobachtete, wie das schwache Licht der Votivkerzen über das Holz der Attrappe tanzte. Es musste reichen. Es musste.

Er wickelte die echte Pequeñica in das Leinentuch. Sie war schwerer, als er sie in Erinnerung hatte, eine Last, die nicht nur aus Materie bestand, sondern aus der Hoffnung eines ganzen Volkes. Er drückte das Bündel an seine Brust, als wäre es sein eigenes Leben. Die Flucht aus der Kirche fühlte sich an wie ein Gang durch ein Minenfeld. Jeder Schritt war kalkuliert, jedes Geräusch eine Qual. Er kannte den Weg durch die Sakristei, durch die verborgenen Gänge, die nur die Diener Gottes kannten. Draußen wartete die Nacht, eine schwärzere Dunkelheit, als er sie je zuvor gesehen hatte.

Der Schmuggel war ein Drahtseilakt. Die Statue, sicher verpackt und in mehrere Schichten Stoff gehüllt, musste durch die von Milizen kontrollierten Gassen von Albox gelangen. Die Kälte der Nacht kroch ihm in die Knochen, während er sich im Schatten der Mauern bewegte. Sein Ziel war nicht sein eigenes Heim, das wäre zu gefährlich gewesen. Er musste sie an einen Ort bringen, der gleichermaßen Zuflucht

und Versteck bot. Das Konvent war seine einzige Hoffnung. Zu dieser Zeit diente es als Kriegslazarett, ein Ort, an dem die Schrecken des Bürgerkriegs in blutigen Details sichtbar wurden.

Als er das Konvent erreichte, schlug ihm der Geruch von Desinfektionsmitteln, ungewaschenen Körpern und sterbenden Soldaten entgegen. Die Hilferufe aus den Sälen, die einst Orte der Stille waren, hallten durch die Flure. Antonio bahnte sich einen Weg zwischen den Betten hindurch, die eng an eng standen. Er wusste, dass hier niemand nach einem Kaplan suchen würde, der eine Statue trug. Er hatte einen verborgenen Verschlag hinter einer der inneren Wände ausfindig gemacht, einen Ort, an dem sich früher Vorräte für den Winter befunden hatten. Hier, zwischen alten Balken und verstaubten Kisten, bettete er die Pequeñica nieder.

Dies war erst der Anfang. Er wusste, dass die kommenden Jahre eine Prüfung sein würden, die die Grundfesten seines Glaubens erschüttern würde. Während draußen der Krieg tobte und die Welt in Flammen aufging, ruhte die Madonna in der Dunkelheit des Konvents, verborgen vor den Augen derer, die sie vernichten wollten. Antonio verließ den Raum, wischte sich den Schweiß von der Stirn und kehrte in das Lazarett zurück,

bereit, als Kaplan den Sterbenden beizustehen,
während er im Herzen das Geheimnis bewahrte,
das den Sieg über den Hass bedeuten würde.

Das Gewicht der Stille

Marina Fernández wusste, dass in diesen Tagen ein einfacher Einkauf kein einfacher Einkauf war. In den Gassen von Albox, wo einst das geschäftige Treiben der Bauern und Handwerker den Rhythmus des Lebens bestimmte, herrschte nun eine lähmende Ungewissheit. Jedes Flüstern war ein potenzieller Verrat, jeder Schatten könnte ein Spitzel sein. Für Marina, die als Lehrerin die Kinder des Ortes unterrichtet hatte, war die Schule längst zu einem Ort der Stille geworden. Doch ihre eigentliche Aufgabe hatte sich verändert. Sie war nun zur Hüterin eines Geheimnisses geworden, das so schwer wog wie der Glaube eines ganzen Volkes.

Sie saß an ihrem Küchentisch in der „Casa Flora“. Vor ihr stand ein einfacher, aus Weidengeflecht geflochtener Einkaufskorb. Er sah gewöhnlich aus, geradezu trivial, und genau das war seine größte Stärke. Marina hatte Wochen damit verbracht, die Wege der Milizen zu studieren. Sie wusste, wann die Patrouillen wechselten, an welchen Straßenecken die Kontrolleure am unaufmerksamsten waren und wo die Schatten der Häuser am längsten über den Weg fielen. Es war eine Planung, die nicht nebenbei geschehen konnte; sie glich einem schachzugartigen Manöver, bei dem jedes Feld

mit dem Leben bezahlt werden konnte.

Sie begann, den Korb vorzubereiten. Zuerst legte sie ein grobes, dunkles Tuch hinein, dessen raue Textur das Licht schluckte. Darüber platzierte sie eine Schicht frischer Marktware, ein paar vertrocknete Zwiebeln, eine Handvoll Bohnen, ein zerknittertes Stück Brot. Es war eine Tarnung, die so realistisch wirken musste, dass selbst ein neugieriger Blick eines Milizionärs keinen Verdacht schöpfen würde. Ihre Hände arbeiteten präzise. Jeder Handgriff war durchdacht, jede Geste darauf ausgerichtet, keine Nervosität zu verraten.

In ihrem Kopf ging sie den Weg immer wieder durch. Der „Plaza“ war der gefährlichste Punkt. Dort, wo sich die Menschenmengen drängten, um Gerüchte auszutauschen oder ihre dürftigen Rationen zu empfangen, würde sie am exponiertesten sein. Sie musste den Korb so halten, dass sein Gewicht natürlich wirkte. Die Pequeñica war nicht leicht, und der Kontrast zwischen der Schwere der Statue und dem leichten Inhalt eines normalen Einkaufs musste kaschiert werden. Marina übte das Gehen mit dem Korb in ihrem Wohnzimmer. Sie balancierte das Gewicht, passte ihre Schritte an, bis sie den Gang einer Frau imitierte, die nur ihre tägliche Besorgung erledigte.

Der 8. Dezember 1936 würde der Tag sein. Marina hatte die Anweisungen von Kaplan Antonio Cuesta López erhalten, die so verschlüsselt und diskret gewesen waren, dass sie kaum Spuren hinterlassen hatten. Sie wusste, dass sie die Statue im Konvent übernehmen würde, ein Ort, der zwar Sicherheit vor Plünderern bot, aber durch seine Nutzung als Lazarett ein Ort ständiger Bewegung und Beobachtung war.

Die psychologische Belastung war das Schlimmste. Marina sah in den Spiegel und zwang sich zu einer Maske der Gleichgültigkeit. Sie durfte nicht wie eine Frau aussehen, die das Schicksal der Schutzpatronin in ihren Händen hielt. Sie musste aussehen wie jemand, der nur an das Überleben des nächsten Tages dachte. Sie verbarg unter ihren alltäglichen Sorgen eine Entschlossenheit, die sie selbst überraschte. Sie war keine Widerstandskämpferin in Uniform, sie war eine Lehrerin, die beschlossen hatte, dass die Geschichte ihrer Heimat nicht in Trümmern enden durfte.

Als der Abend des 7. Dezembers hereinbrach, saß sie lange im Dunkeln. Sie hörte das ferne Grollen von Lastwagen und die Stimmen derer, die Albox in Besitz genommen hatten. In dieser Nacht schlief sie kaum. Jeder Knall in der Ferne ließ sie zusammenzucken, und jedes Mal fragte

sie sich, ob es der Moment war, in dem sie entdeckt werden würde. Doch ihr Entschluss stand fest. Am nächsten Morgen, wenn das Marktgetümmel am lautesten sein würde, würde sie losgehen. Der Einkaufskorb stand bereit, eine leere Hülle, die in wenigen Stunden zum wichtigsten Gefäß werden würde, das diese Stadt je gesehen hatte.

Der Weg durch das Auge des Sturms

Der 8. Dezember 1936 war kein gewöhnlicher Feiertag der *Inmaculada Concepción*. In anderen Jahren wäre der Duft von Blumen und Weihrauch durch die Straßen gezogen, begleitet vom feierlichen Läuten der Glocken. Doch an diesem Tag war die Atmosphäre von einer bleiernen Schwere gezeichnet, die die Seele von Albox wie ein Leichentuch überzog. Der Markt war zum Bersten voll, eine surreale Mischung aus Menschen, die verzweifelt versuchten, ihr tägliches Brot zu sichern, und den bewaffneten Milizen, die mit ihren Gewehren wie ein Fremdkörper zwischen den Ständen patrouillierten.

Marina Fernández verließ das Konvent, als die Sonne den höchsten Punkt ihrer Bahn erreicht hatte. Ihr Korb, mit einem einfachen Tuch bedeckt, wog in ihrer Hand nicht wie Gemüse und Brot, sondern wie das gesamte Schicksal der Stadt. Die Pequeñica, sorgfältig in mehrere Schichten aus altem, dunklem Leinen gewickelt, lag zuunterst. Um den Kontrast zu verbergen, hatte sie eine großzügige Schicht frischer, erdiger Kartoffeln und eine Handvoll grüner Bohnen darüber verteilt. Der Geruch der Erde sollte den schweren, fast süßlichen Duft von

altem Holz und Weihrauch überdecken, der an der Statue haftete.

Jeder Schritt auf dem unebenen Kopfsteinpflaster fühlte sich an, als würde sie auf Glas laufen. Die Menge drängte sie von allen Seiten. Frauen in schwarzen Tüchern schoben sich an ihr vorbei, Männer mit grimmigen Mienen diskutierten leise über die Frontberichte. Marina hielt den Kopf gesenkt, ihr Blick fest auf den Boden gerichtet. Sie durfte niemanden ansehen, denn wer sich in den Augen eines Fremden verlor, verriet sich selbst. Doch das Gefühl, dass ein Paar Augen, vielleicht ein geübtes Auge eines Milizionärs, direkt durch den Korb in ihr Innerstes blicken konnte, ließ ihr Blut in den Adern gefrieren.

Als sie den zentralen Plaza erreichte, stieg das Herzklopfen in ihren Hals, bis sie es in den Ohren pochen hörte. Hier, zwischen den improvisierten Marktständen, war die Präsenz der Miliz am stärksten. Sie standen in kleinen Gruppen zusammen, ihre Stiefel mit dem Staub der Straße bedeckt, die Zigaretten im Mundwinkel, während ihre Blicke wie Suchscheinwerfer durch die Menge wanderten. Marina versuchte, ihren Gang so natürlich wie möglich zu halten. Sie erinnerte sich an das Training in ihrem Wohnzimmer, an das Balancieren des Gewichts. Sie durfte nicht

stolpern. Ein Stolperer, ein Aufprall, ein Geräusch von hartem Holz gegen Stein, und alles wäre verloren gewesen.

Plötzlich, als sie um die Ecke eines Stalles abbog, geschah das Unvermeidliche. Eine Streife der Miliz, vier Männer in schmutzigen Uniformen, drängte sich mit rücksichtsloser Eile durch die Menge, die Stimmen laut, die Lacher grob und unanständig. Marina war so sehr darauf fokussiert, ihren Korb vor einem versehentlichen Stoß zu schützen, dass sie sie nicht rechtzeitig sah. Sie prallte fast frontal mit dem vordersten Milizionär zusammen.

Der Schock fuhr ihr wie ein elektrischer Schlag durch die Glieder. Der Korb schwang in ihrer Hand, das Gewicht der Statue schien sich für einen Sekundenbruchteil zu vervielfachen, als wolle sie sich offenbaren. Ihre Knie gaben beinahe nach. Sie hielt den Atem an, ihre Augen weit vor Entsetzen, unfähig, ein Wort hervorzubringen. Der Milizionär fluchte laut, ein derber, gotteslästerlicher Spruch, der über den Platz hallte. Er stieß sie zur Seite, ohne ihr Gesicht eines weiteren Blickes zu würdigen, und schob sich mit seinen Kameraden an ihr vorbei, als wäre sie nur ein lästiges Hindernis auf ihrem Weg zur Macht.

Marina stand wie erstarrt. Ihr Herz raste wie das

eines gefangenen Vogels. Sie wartete darauf, dass er sich umdrehen würde, dass er rufen würde: „Bleib stehen! Was hast du da?“ Doch nichts geschah. Die Streife entfernte sich, ihre Stimmen verhallten im Rauschen des Marktes. Sie zitterte so heftig, dass sie ihre Finger fest um den Henkel des Korbes klammerte, bis fast Krämpfe bekam. Sie war unbehelligt geblieben. Der Zufall, oder war es ein Wunder?, hatte ihr das Leben gerettet.

Die restlichen Meter zur Calle Escuadra fühlten sich an wie eine Ewigkeit. Jeder Schatten war eine Bedrohung, jede Ecke eine neue Gefahr. Als sie schließlich das schwere, hölzerne Tor der *Casa Flora* erreichte und es hinter sich ins Schloss fallen ließ, atmete sie zum ersten Mal wieder richtig ein. Sie lehnte ihren Rücken gegen das kalte Holz des Tores und lauschte. Draußen schrie der Markt weiter, der Feiertag der *Inmaculada* nahm seinen zerstörerischen Lauf, doch hier drin, in der Stille ihres Hauses, war die Pequeñica sicher. Sie war angekommen. Doch als sie den Korb auf den Tisch stellte und das erste Tuch lüftete, wurde ihr klar, dass das eigentliche Versteckspiel erst jetzt begann. Sie musste sie in die Wand bringen, bevor die Nacht hereinbrach.

Das Schweigen der Wand

Die Nacht war hereingebrochen, und die Dunkelheit in der *Casa Flora* wirkte wie ein lebendiger Schutzschild. Marina saß nicht mehr am Tisch; sie stand vor einer unauffälligen Wand in ihrem Wohnzimmer, hinter der sich ein Hohlraum befand, von dem nur die Familie wusste. Ihre Hände, die noch Stunden zuvor beim Schmuggeln über den Markt gezittert hatten, waren nun von einer fast mechanischen Ruhe erfüllt. Es gab keinen Raum mehr für Angst, nur noch für das Handeln.

„Hörst du draußen etwas?“, flüsterte sie, ohne sich umzudrehen. Ihr Mann, der bei ihr war, lauschte angestrengt in die Stille der Calle Escuadra. „Nur der Wind und das ferne Bellen eines Hundes“, antwortete er leise. „Die Milizen sind zurück in ihren Unterkünften, aber wir dürfen keine Zeit verlieren.“

Mit schwerem Werkzeug, das sie vorsichtig in Lappen eingewickelt hatten, um jedes metallische Klirren zu dämpfen, begannen sie, den Kalkputz der Wand aufzubrechen. Es war eine mühsame Arbeit. Stein für Stein arbeiteten sie sich voran, wobei sie das Geräusch des Brecheisens im Stein durch die Schläge ihres eigenen Herzens übertönten. Als das erste Stück Mauerwerk herausfiel, legten sie die Nische frei.

Der Hohlraum war dunkel, staubig und roch nach jahrzehntealter Abgeschiedenheit.

Marina nahm das Bündel, das sie aus dem Einkaufskorb befreit hatte, und legte es behutsam in eine kleine, schmiedeeiserne Truhe. Sie hatte die Truhe in den vergangenen Tagen mit größter Sorgfalt gereinigt, um sicherzustellen, dass die Pequeñica vor der Feuchtigkeit des Mauerwerks geschützt blieb. Als die Statue in ihrer hölzernen Hülle in der Truhe ruhte, wirkte sie noch kostbarer, fast wie ein verlorener Schatz aus einer vergangenen Zeit.

Ihr Mann hob die Truhe mit beiden Händen an und schob sie vorsichtig in den dunklen, staubigen Hohlraum der Wand. Jeder Zentimeter, den die Truhe tiefer in das Innere der Mauer glitt, fühlte sich an wie ein Schritt weg von der zerstörerischen Welt da draußen. Als sie sicher in der Nische positioniert war, sahen sie sich an. In diesem Moment war ihnen bewusst, dass die Pequeñica nun in ihrer kleinen Truhe, umgeben von Ziegeln und Mörtel, eine Ruhe finden würde, die ihr die Welt außerhalb der *Casa Flora* verwehrte.

Sie begannen mit dem Zumauern. Die Ziegel wurden fest in den Mörtel gedrückt, während die Truhe als stiller Kern hinter der neuen Wand verschwand. Sie arbeiteten mit einer Präzision, die nur durch die gemeinsame Sorge um das Überleben der Statue genährt wurde. Nach der letzten Schicht Kalk war die

Öffnung verschwunden, und mit ihr auch die Truhe, die nun wie ein geheimer Tresor in den Tiefen ihres Hauses ruhte. Erst als sie den massiven Schrank vor die Stelle schoben, kehrte eine beklemmende, aber notwendige Stille in den Raum zurück.

Das Erbe unter dem Boden

Die Renovierung der *Casa Flora* in Albox war als Akt der Wiederbelebung geplant gewesen, ein Projekt, um die alten Mauern in ein modernes Zuhause zu verwandeln. Doch an diesem schwülen Dienstagnachmittag im Jahr 2026 verwandelte sich die aufkeimende Freude über die Fortschritte in einen Moment des nackten Entsetzens.

Die Arbeiter waren gerade dabei, den Estrich in der hinteren Ecke des Wohnzimmers zu entfernen, als das Fundament plötzlich nachgab. Es war kein gewöhnliches Nachgeben; der Boden schien unter einer unsichtbaren Last zu erzittern und brach mit einem trockenen Knacken auf. Staub wirbelte auf, ein modriger, jahrzehntealter Geruch drang aus der Tiefe in den Raum. Als sich der Staub legte, erstarrten alle, die sich in dem Raum befanden.

Aus dem dunklen Loch ragte, wie ein mahnender Zeigefinger aus einer vergessenen Zeit, eine knöcherne Hand. Das Skelett, das im Schutt verborgen lag, wirkte wie ein Fremdkörper in der Modernität der laufenden Bauarbeiten. Zwischen den vergilbten Fingerknochen blitzte etwas auf: ein Stück Gold, das in der schwachen Beleuchtung der Baustelle wie ein gefangener Sonnenstrahl glänzte.

„Heilige Mutter Gottes“, rief jemand aus der Gruppe, und das Entsetzen hallte von den nackten Wänden wider. „Was ist das? Wer ist das?“

Die Stille, die darauf folgte, war so dicht, dass man das ferne Rauschen der Stadt draußen wie ein Echo aus einer anderen Welt wahrnahm. Die Arbeit wurde sofort eingestellt. Mit zitternden Händen griff jemand zum Telefon, um die Polizei zu verständigen. Es dauerte nicht lange, bis die Blaulichter der Streifenwagen die vertraute Fassade der *Casa Flora* in ein unnatürliches, blaues Licht tauchten. Polizisten in Uniform sicherten den Bereich, während ein Kommissar mit gerunzelter Stirn die Grube begutachtete. Er kniete sich nieder, prüfte den Zustand der Knochen und das Fundstück mit professioneller Distanz, doch in seinem Blick lag eine tiefe Beunruhigung.

In Spanien, wo die Geschichte in jeder Schicht des Bodens konserviert zu sein schien, war dies kein seltener, aber dennoch ein erschütternder Fund. Der Kommissar erhob sich, strich sich über das Kinn und sah die Anwesenden an. Er wusste, dass es hier nicht nur um ein Skelett ging; die Umstände, die Lage und das Gold deuteten auf eine Vergangenheit hin, die in Albox tief verwurzelt war.

„Wir müssen hier vorsichtig sein“, sagte er, seine Stimme war ruhig, aber bestimmt. „Das ist keine einfache Angelegenheit für die Spurensicherung. Wir brauchen jemanden, der die historische Bedeutung erkennt, bevor wir hier Beweise zerstören oder den Kontext verlieren.“ Er zückte sein Funkgerät und gab Anweisungen. „Holt Matteo. Den Restaurator. Wenn sich jemand mit den verborgenen Schichten dieser Stadt und den Dingen auskennt, die man besser nicht aus dem Schlaf reißt, dann er. Er hat mehr Ahnung von den Geheimnissen unter unseren Füßen als jeder andere Beamte auf dem Revier.“

Die Anwesenden nickten stumm. Der Name Matteo war in Albox bekannt, doch niemand hatte geahnt, dass seine Expertise einmal für ein solch grausames Erbe in der *Casa Flora* benötigt werden würde.

Während sie auf das Eintreffen des Restaurators warteten, veränderte sich die Atmosphäre im Haus. Die *Casa Flora* war nicht mehr nur ein Ort der Renovierung; sie war zu einem Archiv des Schreckens geworden, das nun, nach Jahrzehnten der Stille, endlich seine Geschichte erzählte.